URSULA EGGLI

KASSANDRA RUFE

KOLUMNEN

URSULA EGGLI

KASSANDRA-RUFE

Bund-Kolumnen

1. Auflage 1989

Gestaltung: Ursula Eggli und Tatjana Hodel Räss

Satz: Daniel Baumgartner, Ausbildungsabteilung des Mathilde Escher-Heims

Vertrieb: Ursula Eggli
Wangenstr. 27
CH-3018 Bern

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Ursula Eggli	4
Lesen Sie aus Frauensicht	6
Menschen-gut-achten	10
Steh'ich auf dem Kopf?	14
Bewunderung nützt niemandem	18
Was für ein Jammer...	22
UNO Jahr 1987 wer kennt das Thema?	26
Innen-aussen-unten-oben	32
Rosa Legitimationskarte	36
Geschlechterkrieg	39
Beschädigte Identität	43
Cotoneaster	48
Herr und Frau Schweizer	52
Utopie	57
Stadtbummel im Herbst	60
Kassandrarufe	65
Das Wesen vom Mars	69
Das Märchen	73
Können Sie sich Mona Lisa im Rollstuhl vorstellen?	75

Vorwort

Während zwei Jahren (1987 1988) habe ich für die Berner Tageszeitung BUND Kolumnen geschrieben. Diese Kolumnen wurden mir und auch andern zum wichtigen Forum der Auseinandersetzung, Leute haben mich auf der Strasse darauf angesprochen, andere haben angerufen. Pro und Kontras, Lob und Tadel ergossen sich in LeserInnenbriefe; hie und da recht böse, oft freundlich, kritisch, stellungnehmend... Unterdessen sind die Kolumnen zu einem kleinen Stück Zeitdokument geworden. Mögen sie keine Kassandrarufe sein...

Bern, im Frühling 1989

Lesen Sie aus Frauensicht

Ich bin also zur Kolumne-Schreiberin der Tageszeitung "Bund" ernannt: welche Ehre! Stolz erzähl ich überall davon, verbunden mit der Frage: "Worüber soll ich denn schreiben?" Politik, Umweltschutz, Gesellschaftliches...? Sicher muss es etwas aus Frauensicht sein, damit meine Haltung gleich klar ist. Auch etwas Persönliches! Aber die Frauen und Männer meiner Wohngemeinschaft geben mal wieder nichts Frauenfeindliches von sich, bei dem ich einhaken könnte. Ich sitze auf dem Trockenen und kaue Kugelschreiber.

Lese ich also mal, was die andern Kolumnisten in letzter Zeit geschrieben haben. (Ist das eigentlich möglich, dass alle ausser mir lauter Männer sind? Wahrhaftig! Beim "Bund" bestätigt man mir: sechs Männer, eine Frau.)

P. Saladin hat in seiner Kolumne vom 31. Januar von den Missverständnissen oder Verfälschungen erzählt, die es geben könnte, wenn ein Text übersetzt werden müsse. Als Beispiel erwähnte er einen Ausspruch von Jesu, der in der

Übersetzung durch die Doppeldeutung eines Wortes einen ganz anderen Sinn bekommen hat.

- Die Schwierigkeit also, einen Text richtig zu interpretieren.

- Einen Text zu verstehen.

Dabei kommt mir eine weitere Schwierigkeit im Umgang mit Texten in den Sinn: Die Frage nach dem Standpunkt, der Sichtweise des Lesers/ der Leserin. Je nachdem kann ein Text dann so oder so erfasst werden.

Nehmen wir z.B. mal an, wir hätten eine feministische Sichtweise. Ich hoffe es nicht für Sie, denn wer mit einer feministischen Brille Texte liest: Bücher, Zeitungen, Dokumente... muss sehr schnell wütend werden oder traurig. Das eine ist schlecht für die Leber, das andere fürs Herz.

Machen Sie es doch trotzdem mal - lesen sie aus Frauensicht, versuchsweise. Nachher können Sie schnell wieder zum gewohnten Weltbild zurückkehren.

Und jetzt nehmen wir einen x-be-

liebigen Text; nehmen wir einen aus der Bibel (die Bibel ist doch immer noch eines der meistgelesenen Bücher): Sodom und Gomorra: Lots Weib hat, neugierig wie Frauen nun mal sind, zurück auf die brennende Stadt geschaut und wird zur Strafe zur Salzsäule. Recht geschieht ihr; warum ist sie nur so neugierig und ungehorsam!

Mit meiner feministischen Brille könnte ich mich hier schon aufregen: warum wird den Frauen immer Neugierde zugeordnet? Man könnte es doch auch "Interesse" nennen, oder " der Sache auf den Grund gehen", "wach sein" usw.

Die Wortwahl ist aber vergleichsweise harmlos. Im gleichen Kapitel will Lot seine jungfräulichen Töchter an die Männer von Sodom verschachern: "Macht mit ihnen, wie's euch gefällt", und schwängert sie kurz darauf. Er ist aber nicht schuld, die Mädchen sind schuld.

Desgleichen überall in der Bibel. Überall in den Märchen, überall in der Geschichte. Immer wird Frauen Schuld zugeschoben und Unrecht getan. Es entsetzt, mit einer feministischen Brille zu lesen. (Es würde wahrscheinlich auch entsetzen, mit einer Asylantenbrille

zu lesen.) Ziehen wir sie also wieder aus, diese Brille, sonst ärgern wir uns am Ende noch über diese Bagatelle, dass bis jetzt fast nur Männer Kolumneschreiber waren.

11. April 1987

Menschen-gut-achten

Verhandlung im Obergericht: imposantes Treppenhaus, vornehme Räumlichkeiten, Respekt einflössende Stimmung. Eltern, Freunde und Bekannte sind im Vorzimmer versammelt und unterhalten sich gedämpft. B, Die Hauptperson, sonst immer gut gelaunt, mit einem Spruch auf den Lippen, wirkt bedrückt und eingeschüchtert. Endlich werden wir eingelassen. B muss hinter seinem Stuhl stehen bleiben, bis die Herren Richter sich gesetzt haben. Dann beginnt die Verhandlung im Fall: B M Moft Sdt.

B wählt den direkten Weg. Kein Hintertürchen über Psychiater und Theaterspielen. Er will nicht mehr mitmachen. Er kann nicht mehr. Einfach, klar: Militärdienstverweigerung aus Vernunftsgründen. So was wird, wie Sie wissen, mit Gefängnis bestraft. Durch so was kann sich ein sonst aufrechter, unbescholtener Schweizer seine ganze Karriere versauen...

Doch nicht darüber wollte ich schreiben, obschon das sicher auch

ein brisantes Kolumnenthema wäre. Auch nicht über meine Frauensicht dem Militär gegenüber. (Als Frau hat man doch an so einem Prozess sehr widersprüchliche Gefühle. Ich war dauernd zwischen, dieser-Männer-Irrsinn-geht-mich-nichts-an, und wir-sind-alle-mitverantwortlich hin und her gerissen...)

Das Thema, worüber ich schreiben wollte, ist viel alltäglicher (Militär ist ja zwar nur zu alltäglich, vor allem: all-täglich-gegenwärtig...). Nämlich: Mein Misstrauen Gutachten und Gutachtern gegenüber, vor allem, wenn es bei diesem "Gut"-achten um Beurteilungen von Menschen geht.

Kehren wir in den Gerichtssaal zurück. Da heisst es in einem psychiatrischen Gutachten:

Trotz dem Verdacht einer unmittelbar bevorstehenden pathologischen Entwicklung muss die Persönlichkeit im Zeitpunkt der Untersuchung phänomenologisch als weitgehend normal beurteit werden. Diagnostisch handelt es sich demnach bei diesem Exploranden um eine durchschnittlich intelligente, etwas rigide, autoritätsscheue, selbstunsichere Persönlichkeit ohne wesentliche neurotische Anteile usw. usw.

...unmittelbar bevorstehende pathologische Entwicklung?

Können Sie etwas damit anfangen? Ich nicht. Ist zu vermuten, dass B bald psychisch krank wird? Und warum? Obwohl ich mit dem jungen Mann in einer Wohngemeinschaft zusammen gelebt habe und ihn einigermassen kenne, habe ich ihn nie so erlebt, wie ihn das Gutachten sieht. Der Psychiater hat B eine Stunde gesehen und ein paar Tests mit ihm gemacht. Er schreibt einen Bericht darüber, den alle Bekannten Bs als total idiotisch empfinden. Trotzdem wurde dieser Bericht im Prozess beachtet, wird zu Bs Akten kommen und eventuell später wieder hervorgezogen. Ich selber wurde in einem Gutachten als "geistig minderbemittelt" beurteilt. Könnte ich nicht eine Reihe Bücher, Gründung und Leitung eines Vereins usw. usw. dagegensetzen, würde jede Sozialarbeiterin, die mit mir zu tun hat, im Hinterkopf mit sich herumschleppen: Aha, leicht geistig behindert. Entsprechend würde sie mich beurteilen und meine Begehren abschlägig behandeln. Denn (und dies ist auch der Grund, warum ich die Kolumne zu diesem Thema schreibe) solche Gutachten werden allzuoft als Bewertungs-(und Vorurteils-) Grundlage verwendet. Sie

verschwinden zwar in Ordnern und Dossiers, kommen zu den Polizeiakten... Schlafen vielleicht lange. Aber irgendwann können sie wieder hervorgeholt werden und ihre vernichtende Stimme erheben.

Ich meine, es dürfte nicht mehr vorkommen, dass Psychiater und andere Menschengut(ver)achter ihr Achten schreiben. Und ich meine, es müsste untersagt werden, dass jemand die schon vorhandenen Menschen-gut-achten lesen darf. Allzuleicht kommt er in Gefahr, nach solchen Machwerken einen andern Menschen zu beurteilen. Allzuleicht wird der gesunde Menschenverstand von wissenschaftlichen Worten eingeschüchtert. Allzuleicht wird aus einem Gutachten ein Schlecht-achten.

6. Juni 1987

Steh' ich auf dem Kopf?

Früher, als wir Kinder waren, haben wir Hütten gebaut. Mit Vorliebe Baumhütten in einer knorrigen Astgabel, Bretterburgen im Garten oder Stoffhäuser auf einer verborgenen Waldlichtung. Räuber, Entdecker, Familie konnte man in diesen Häusern spielen. Heute müssen Kinder auf einen Robinsonspielplatz oder - wie sie neuerdinge heissen - auf einen Aktivspielplatz, damit sie überhaupt noch Hütten aufstellen dürfen. Aber auch dieses Hüttenbauen und -abreissen ist in Frage gestellt. Anstösser nahmen Anstoss! Sie erhoben Einsprache dagegen. Der Regierungsstatthalter erwägt eine Baubewilligung für Kinderhütten.

- Hütten sind nicht schön in der Umgebung.

Eine Bekannte wohnt in einem Wohnsilo: Allerweltsrasen mit Allerweltsbäumen davor: Schnellwachsende, pflegeleichte, niedrig bleibende Bäume, wie einem Modellbaukasten entnommen. Meine Bekannte möchte ein Apfelbäumchen dazwi-

schen pflanzen: etwas, was blüht, etwas, von dem die Kinder Früchte stibitzen können. Die Bewohner erhoben Einsprache.

- Ein Apfelbaum passt nicht in die Umgebung.

Ein Zigeunerwagen steht, unweit des Waldrandes, auf einem unkrautüberwachsenen Stück Land. Dahinter erhebt sich ein grauer, eckiger Wohnblock. Dazu Nebengebäude, ebenfalls grau und eckig. Im Zigeunerwagen haben die Pfadfinder ihre Treffs. Sie wollten den Wagen lustig bemalen. Einspruch: Nur Anmalen in matten, unauffälligen Farben erlaubt.

- Kräftiges Rot oder Gelb stört in der Umgebung.

Riesige Betonturnhallen, Hochhäuser, Lagergebäude werden aufgestellt, ohne dass jemand ernstlich Einspruch dagegen erheben kann. Sie gehören in die Umgebung. Autobahnen ziehen sich quer durch den Wald. Sie passen in die Um-gebung.

- Die Zaffaraia passt nicht.

- Glockengeläute auch nicht. Unterschriften werden dagegen gesammelt.

- Autolärm passt. Baggerlärm und Presslufthämmer passen.

- Ein alter Baum passt nicht. Er stört das freie Autofahren.

Und so weiter und so weiter. Ich könnte die Liste beliebig weiterführen. Manchmal denke ich, die Welt steht auf dem Kopf. Die Relationen sind verschoben. Oder steh' ich auf dem Kopf? Ist meine Sicht der Welt verkehrt?

Oft ist für mich das, was ich so in unserer Gesellschaft sehe, wie wenn ich in einen Zerrspiegel blicken würde, einen Zerrspiegel, der meine Vernunft verzerrt. Wie wenn ich in Seldwyla wäre und den Kopf darüber schüttelte, dass die Leute Tageslicht in die neuerbaute Kirche tragen, die sie, aus ihrer (Un)Vernunft heraus ohne Fenster gebaut haben.

Spinnen sie, oder spinne ich?

Der Zerrspiegel sagt: Ich spinne. Der Einspruch richtet sich nicht gegen Monumentalbauten, Baulärm, Autos im Stadtzentrum usw. - all das, was ich schlimm finde - sondern gegen - nach meiner Vernunft - harmlose oder sogar positive Vorkommnisse. Und die "Grossen" in

der Schweiz und auf der ganzen Welt halten mir ebenfalls diesen Zerrspiegel vor. Nur hat ihre Vernunft (und damit eben meine Unvernunft) dann noch viel immensere, gefährlichere Ausmasse: Aufrüstung, Verschwendung, Unterdrückung, Krieg... Also eigentlich weiss ich: Sie spinnen, nicht ich. Ihre Vernunft ist gefährlich. Ihr Spiegel verzerrt. Sollten wir nicht endlich all diese Zerrspiegel zerschlagen und versuchen, die Welt mit einer gewöhnlichen, normalen Vernunft zu sehen. Wenn es ums fröhliche Ueberleben geht, gehören nämlich Kinderhütten, Farben und Obstbäume dazu.

25. Juli 1987

Bewunderung nützt niemandem

Ich komme soeben von einem vierzehntägigen Ferienlager zurück, an dem ich als Lagerleiterin teilnahm. Glücklichmachende Tage, zusammen mit siebzehn behinderten und fünf nichtbehinderten Kindern. Dazu vierundzwanzig Erwachsene: BetreuerInnen, Krankenschwestern, Nachtwache, Köche... Glücklichmachende, anstrengende Tage. Jeder Tag hatte sein Programm: Ausflüge, Postenläufe, Nachtübung, Zirkusbesuch, Baden... Jeder Tag hatte auch sein Lachen, sein Singen, seine Tränen, sein Streiten... Die behinderten Kinder sausten im Elektrorollstuhl herum, spielten Räuber und Poli, Indianer und Cowboy, spielten Wettfahren und Fangen - wie andere Kinder auch.

Behinderte Kinder. Muskelschwundbehinderte Kinder. Eine brutale Krankheit, dieser progressive Muskelschwund. Die Kleinen, meist Buben, können noch laufen, fallen immer wieder um, fallen auf ihre hundertmal aufgeschlagenen Knie und stehen tapfer wieder auf - oder

lassen sich wieder aufstellen, wenn sie es alleine nicht mehr schaffen. Die Aelteren sitzen im "Elektro", der ihnen eine gewisse Bewegungsfreiheit garantiert, wenn er nicht wieder mal kaputt ist - und das kommt öfters vor.

Letztes Jahr konnte Marc noch selber essen, diesmal muss man ihm beim Essen eingeben. Letztes Jahr konnte sich Alex im Bett noch drehen, diesmal rief er vier- bis sechsmal nach Corinne, der Nachtwache. Beat, der so gut Kühe zeichnen konnte, hat keine Kraft mehr, einen Stift zu halten. Roland muss auf dem WC ständig gestützt werden. Jürg und Patrick sind kürzlich gestorben.

Sie sind eigentlich zu bewundern, diese Kinder.

Doch nicht von den Kindern wollte ich schreiben, sondern von deren Eltern. Genauer: deren Mütter. Denn eigentlich hängt immer noch, trotz Emanzipation und Gleichberechtigung, die Hauptlast an den Müttern. Mütter werden in der Nacht zwei - bis achtmal geweckt, weil ihr behindertes Kind umgelagert werden muss. Mütter stehen früh auf, um das Kind am Morgen vor der Schule zu waschen und anzukleiden. Mütter

heben und tragen ihre schweren Buben und holen sich dabei einen Rückenschaden. Mütter kämpfen mit Behörden und Versicherungen für die ach so nötigen Rollstühle, das Elektrobett, Hilfsmittel. Und Mütter werden oft so erbärmlich alleingelassen: Von ihren Ehemännern, den Nachbarn, Freunden, Verwandten... und nicht zuletzt von den Kindern selbst, die früh verschwinden. Dorthin wo es keine Rollstühle und keine schmerzenden Knochen mehr gibt.

Diese Mütter sind zu bewundern.

Jedes Jahr vor dem Ferienlager bekomme ich Telefonate von Frauen, die endlich einmal abladen müssen. Sie erzählen von Vätern, die es nicht verkraften können, dass ihre Söhne schwach und hilflos sind. Von Verwandten, die Angst haben, Verantwortung mittragen zu müssen. Von der Gesellschaft, die abschiebt, was nicht in ihre künstlich, gesetzte Norm passt.

Bewundernswürdig, diese Mütter, die es trotzdem schaffen. Doch unsere Bewunderung nützt ihnen einen Dreck. Die kostet nichts und bringt nichts. Nur tätiges Mithelfen würde ihnen etwas nützen. Und weil wir alle die Nachbarn, die Verwandten,

die Freunde von Menschen sind, die Schwierigkeiten haben, sind wir alle zum Mittragen angerufen!

5. September 1987

Was für ein Jammer...

...all diese behinderten jungen Männer in der Stadt Bern.

Donnerstag abend: einer der wenigen, lauen Sommerabende dieses Jahres. Die Menschen geniessen ihn in vollen Zügen; flanieren durch die Strassen der Innenstadt, treffen sich plaudernd auf den Plätzen, trinken ein Bier oder ein 'Blötterliwasser'...

Auch wir, eine kleine Gruppe von Freunden, trinken Bier, plaudern, flanieren. Vom Bahnhof zur Spitalgasse. Vom Waisenhausplatz zum Bärenplatz. Ferienstimmung!

Da - plötzlich: lautes Hupen hinter uns. Erschreckt drehen wir uns um. Ein junger Mann blickt böse aus einem grossen, silbergrauen Strassenkreuzer. Sein braungebrannter, muskulöser Arm ist im offenen Fenster lässig aufgestützt. Laute Schlagermusik - sehr laute Schlagermusik - dröhnt schmalzig aus dem Autoradio.

Was will er wohl von uns?

"Hast du ein Problem?" frage ich freundlich. Die Antwort lässt nicht auf sich warten. "Wollt ihr überfahren werden, ihr Arschlöcher?" schreit er grob. Empört will ich aufbegehren. Schliesslich befinden wir uns im Fussgängerbereich. Und überhaupt haben doch heutzutage in der Stadt Autos nichts mehr zu suchen, vor allem, wenn ein nur einzelner junger Typ drin hockt usw. usw.

Doch mein Begleiter winkt mich zur Seite, damit der junge Mann vorbeibrausen kann. "Versteh doch", erklärt er mir laut, "das ist ein behinderter, ein Krüppel. Der kann nicht laufen, weisst du. Er hat von der IV ein grosses Auto geschenkt bekommen, damit er sich gross und stark vorkommt.

"Hab doch Mitleid mit ihm!"

Ich nickte beschämt. Natürlich, so muss es sein. Darum war er auch so agressiv. Laut einer wissenschaftlichen Untersuchung seien ja Behinderte besonders agressiv. Doch ganz bin ich noch nicht überzeugt. "Warum hat er denn kein Behindertenzeichen am Auto?" frage ich. "Weil er nicht als Behinderter gelten will", sagt mein Begleiter. "Aha", nicke ich, "das erklärt

endlich, warum die Behindertenparkplätze dauernd von Autos ohne Behindertenzeichen besetzt sind."

Denn unterdessen ist mir etwas aufgefallen: Es gibt Mengen, Mengen und Mengen von behinderten jungen Männern in Bern. Sie fahren mit ihren Autos durch die Spitalgasse, rasen um den Bärenplatz, hupen agressiv, lassen laut das Autoradio ertönen und haben lässig den braungebrannten, muskulösen Arm im offenen Fenster aufgestützt.

Das Mitleid über-Mann-t mich.

So viele behinderte junge Männer alleine in ihren Autos. Seltener eine junge Frau allein in ihrem Auto. Hie und da ein junges Pärchen. Alle mehrfachbehindert. Mehrfach-behindert? Warum? - Nun:

- körperbehindert (sonst könnten sie vom Bahnhof bis zum Bärenplatz gehen).

- und blind (sonst hätten sie in den Zeitungen schon mal was von den Schäden gelesen, die Autos verursachen).

- und gehörlos dazu (sonst hätten sie mindestens davon gehört). Mehrfachbehindert also. Oder dann eben

grauenhaft dumm. (Dass man die dann aber auf die Strasse lässt?).

Bin ich boshaft?

Bin ich zynisch?

Bin ich ungerecht?

Ungerecht? - ja, vielleicht. Aber wenn, dann den (echten) Behinderten gegenüber. Die meisten von ihnen möchten wahrscheinlich nicht mit diesen kräftigen, normalen jungen (und auch älteren - Dummheit ist keine Altersfrage) Menschen in einen (Begriffs-) Topf geworfen werden.

Zynisch? - ja - wenn ich weiss, dass mehr als die Hälfte der Bäume krank sind, wenn ich erfahre, dass Mütter über die Atemerkrankungen ihrer Kinder klagen und wenn ich von Bergstürzen höre die durch Umweltschäden bedingt sind. Dann kann ich nur noch zynisch auf die Verursacher reagieren. Verursacher sind nun mal zu einem Teil die Autos. VerursacherInnen sind Menschen, die unnötigerweise mit dem Auto in die Stadt fahren oder ins Zehendermätteli hinunterfahren oder aufs Land hinaus fahren. Und das, nachdem man ja nun wirklich langsam von den Schäden weiss.

24. Oktober 1987

UNO Jahr 1987 – wer kennt das Thema?

1987 - ein UNO-Jahr? Selten hab' ich was darüber in den Zeitungen gelesen. Gut, ich bin keine fleissige Zeitungsleserin, aber auch Bekannte, die ich dazu fragte, wussten nicht darauf zu antworten.

Ist das symptomatisch?

Ist es ein Thema, dessen sich die SchweizerInnen schämen?

Oder eines, zu dem es bei uns nichts zu sagen, zu schreiben oder zu handeln gibt?

Das Jahr 1987 wurde von der UNO zum Jahr der Obdachlosen proklamiert.

Ja also - Obdachlose!

Obdachlose gehören zu den sozial Verachteten. Man nennt sie Landstreicher, Vagabunden, Clochards und Fecker. Sie "machen den Bogen", schlafen in Telefonkabinen, Bushaltestellen, unter Brücken...

Automatisch denken wir dabei:

"Letztes Jahrhundert" oder "Nicht in der Schweiz" oder, wenn doch in der Schweiz, "sälber tschuld". Ich bin versucht, ebenso zu denken, doch ich habe eine Freundin, die in einer Notschlafstelle arbeitet und hie und da erzählt. Und ich habe das Buch von Pfarrer Sieber "Menschenware - wahre Menschen" (Zytglogge-Verlag) gelesen. Also bin ich vielleicht ein klein bisschen weniger voreingenommen. Dazu erlebe ich es auch immer wieder, wie sogar Freunde von mir, Leute, die man nicht zu den Clochards und Abgestürzten zählen kann, Mühe haben, eine einigermassen preisgünstige Wohnung zu finden. Unter Umständen ist gerade dieses nutzlose und verzweifelte Suchen der Auslöser, der sie später zu Clochards und Abgestürzten - in Drogen, Alkohol und Verwahrlosung Abgestürzten - werden lässt.

Andererseits zu Obdachlosen, um das misstönende Bild zu vervollständigen, stehen vielerorts teure Neubauwohnungen leer, dort wo es vorher Häuser mit billigem Wohnraum gab.

Es braucht wenig, plötzlich auf die andere Seite zu rutschen, auf die Seite derer, die unter das diesjährige UNO-Jahr-Thema fallen:

- C. leichtbehindert; Behinderte haben es schwer, eine Wohnung zu finden.

- R. und M. unverheiratet, im Studium; Freakpärchen haben es schwer, eine Wohnung zu finden.

- E. mit Kind; alleinstehende Mütter haben es schwer. Alte Leute, Familien mit mehreren Kindern, Depressive... haben es schwer. Mieter mit Hunden oder Katzen sind ohnehin unerwünscht. Leben: unerwünscht.

Klischees, ich weiss, aber eben Klischees, die in der ganzen Schweiz immer mehr zum realen Leiden realer Leute werden.

Die MitarbeiterInnen der Solothurner Auffangstationen schreiben in ihrem Papier: Immer mehr SchweizerInnen leben unter dem Existenzminimum (140'000 Rentner-Innen), müssen Sozialhilfe in Anpruch nehmen und sind im Extremfall von Obdachlosigkeit bedroht oder betroffen. Obdachlosigkeit und Armut gehören zusammen. Armut in der Schweiz - und in deren Folge u.a. Obdachlosigkeit - hat eine lange Geschichte. Im ausgehenden Mittelalter begann die Verachtung von Armen. Galt in der mittelalter-

lichen Gesellschaft das Lindern der Armut noch als "heilige" Nächstenliebe (Caritas), das Verteilen von Almosen zu den wichtigsten Tugenden eines/r Christen/in, änderte sich das gesellschaftliche Verhalten gegenüber der Armut mit der Reformation. Schon Zwingli, Luther und Calvin vertraten die Ansicht, wer nicht arbeite, habe kein Anrecht auf Essen. Im 17. Jahrhundert wurde allein in der Gemeinde Bremgarten 236 Landstreicher getötet (Schweizer ohne Namen, Beyler, S. 174).

Was längst vergangen scheint, gibt es heute in anderer Form und zunehmend mehr. Dauerobdachlose, die von "Notschlifi" zu "Notschlifi" wandern. BenützerInnen von Auffangstationen, Sleep-ins, Notschlafstellen oder im Sommer von Tramdepots, Gartenhäuschen, Parkbänken, die nicht mehr aus dem Teufelskreis "keine Arbeit - kein Geld-keine Wohnung" herauskommen, weil zu wenige da sind, die ihnen helfen, und zu viele, die sie verachten oder ignorieren und sie dadurch ins Abseits drängen.

Ist Obdachlosigkeit ein Männerproblem? Im Solothurner Bericht lese ich: Dreiviertel der Benützer sind Männer. Frauen die auf der Strasse leben, sind heute eine

Minderheit. Ihre Anzahl ist aber am Steigen. Wenn wir davon ausgehen, dass Frauen, die Frauenhäuser aufsuchen, ebenfalls unter anderem obdachlos sind, sieht die Sache anders aus. Im Berner Frauenhaus wurden 1985 über 2000 Uebernachtungen von Frauen und mehr als 2200 Uebernachtungen von Kindern gezählt.

Obdachlosigkeit tritt bei Frauen anders auf. Frauen gehen damit anders um bzw. sind gezwungen, anders damit umzugehen. Nicht selten ertragen Frauen die misslichsten Situationen, weil sie keinen anderen Weg sehen, als auszuharren.

Zudem ist die gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen, die von der Norm abweichen, grösser als von Männern.

Um der gesellschaftlichen Verachtung und der Obdachlosigkeit zu entgehen, passen sich Frauen also an und nehmen oft prügelnde Männer oder erstickende Verhältnisse in Kauf. Oft landen sie in psychiatrischen Kliniken, wo sie dann auch nicht in den Statistiken über Obdachlose auftauchen. Geht man davon aus, dass Armut und Obdachlosigkeit eng miteinander verknüpft

sind und dass Frauen von der "neuen Armut" stärker betroffen sind als Männer, muss man zum Schluss kommen, dass Obdachlosigkeit auch ein Frauenproblem ist.

Und nun?

Was fangen wir mit diesem Wissen an? Was tun mit diesem UNO-Jahr? Vielleicht können wir es vorerst mal auf diese einfache Floskel reduzieren: Öffnen wir die Herzen und Türen!

P.S.: Heute, am 24. Oktober, ist übrigens gesamtschweizerisch der Tag der Obdachlosen, an dem in vielen Städten Aktionen durchgeführt werden.

12. Dezember 1987

Innen – aussen – unten – oben

Preisverleihung im Erlacherhof: Hübsch gekleidete Menschen stehen in schönen Räumen beisammen. Gedämpftes Geplauder. Feierliche Atmosphäre. Man ist und gibt sich kulturbeflissen. Von freundlichen, rotgekleideten Stadthostessen wird Wein gereicht und winzigkleine, ästhetische Häppchen; Weissbrot mit Irgendwas darauf, ein Zahnstocher dran zwecks sauberer Verteilung des Häppchens. Wohlklingende Musik... Und ich geniesse es, drinnen zu sein, an der Wärme, in gepflegter Umgebung.

Draussen, an der Kälte, im feuchten Nieselregen, naht eine der vielen Demonstrationen, die in den letzten Wochen Bern in Bewegung setzten (oder in Unruhe - je nach Blickwinkel...). Der unterschwellige Wunsch nach mehr Freiraum, nach mehr Farbigkeit und Kreativität hat sich manifestiert in der Unterstützung der vertriebenen Zaffarayabewohner. Sie demonstrieren (unter anderem) auch gegen die satte, selbstzufriedene Bürgerlich-

keit und ihre kultivierten, kulturellen Veranstaltungen.

Doch wir da drinnen sind gut geschützt vor denen da draussen. Wir sitzen hinter Gittern und festen Mauern; Bürger haben ihre Häuser schon früher gut gebaut. Sie wussten, warum: Dazumal war es der Pöbel, heute die Jungen (?), vor denen man sich schützen muss.

Viele von denen drinnen sind mit denen draussen gleicher Meinung (wenigstens theoretisch). Man gehört vielleicht sogar auch schon dazu, zu denen da draussen in der Kälte, im Nieselregen, im gesellschaftlichen Abseits. Heute ist man nur zufällig auf der andern Seite. Und man hat es sich auch verdient. Man erfreut sich an der Wärme, am guten Essen und plaudert kultiviert über die Zaffarayaner.

Das Drinnen und Draussen ist auswechselbar.

Vielleicht auch das Oben und Unten?

Firmenessen: Die leitenden Angestellten und Geschäftsfreunde werden eingeladen zu einem Essen in einem der ersten Häuser am Platz. Zum Aperitif gibt es weissen oder rosé Champagner und ein Frucht-

säftchen für die, die langsam einsteigen wollen. Viele dunkel gekleidete Herren und vereinzelte Frauen stehen mit Champagnergläser in der Hand herum und plaudern freundlich. Man ist und gibt sich weltgewandt. Der perfekte Ablauf einer grandiosen Show beginnt, die nur entfernt mit Essen zu tun hat. Ich geniesse das Bild der festlich gedeckten Tische, das Funkeln der Kerzenflammen auf den unzähligen schöngeformten Gläser, die immer wieder neu mit abgestimmten Weinsorten gefüllt werden, das dezente Glänzen des Silberbestecks. Vor allem geniesse ich die diskrete Aufmerksamkeit der Kellner - mal nicht nach der gestressten Serviererin rufen müssen, mal die Speisen warm bekommen, mal ein bisschen Stil beim Essen...

Die da oben wissen eben schon, wie man angenehm lebt, denke ich. Ein leises Unbehagen angesichts dieses Aufwandes und der Erinnerung an einen Anruf von Heidi Zuber, die mir von Hungernden und Frierenden in der Stadt Bern erzählt, ersticke ich mit dem Gedanken: Meistens gehöre ich ja zu denen unten. Warum soll ich es nicht einmal mit denen oben geniessen? Mein freundlicher Tischnachbar sagt augenzwinkernd: "Wir essen nicht immer so. Ich kann

auch mal mit einer Cervelat mit Senf auskommen."

Voilà, die Grenzen vermischen sich.

Oben und Unten sind auswechselbar.

Nun könnte ich die Kolumne mit dieser schönen Erkenntnis schliessen - die Welt ist eigentlich in Ordnung. Ja, wenn dieser Eindruck nicht eine riesengrosse fromme Lüge wäre. Die Grenzen verwischen sich eben nicht einfach so. Drinnen und draussen und oben und unten sind nur mit einigen Anstrengungen auswechselbar. Die schönen, festgefügten Bürgerhäuser müssten geöffnet werden für die draussen. Die satten Kulturbeflissenen müssten ihre Kultur gemeinsam mit denen von der Strasse ausüben. Das Geschäftsessen müsste für das Putzpersonal und die Tippfräulein im "Schweizerhof" durchgeführt werden und für die höheren Angestellten in der Reithalle... Dann, ja dann rücken sich die beiden Seiten vielleicht ein klein wenig näher.

Fröhliche Weinachten!

5. Februar 1988

Rosa Legitimations-karte

Schnell steigen Sie in den Bus. Er hat ein ausgefülltes Programm und keine Zeit zum Warten. Leider sind andere Benützerinnen und Benützer nicht immer so zuverlässig wie Sie. Sie kamen darum schon öfters nicht rechtzeitig ins Theater oder an den Fussballmatch. Gerade heute wäre es Ihnen zwar angenehm gewesen, der Bus hätte Verspätung gehabt. Vor zehn Minuten ist lieber Besuch gekommen, und Sie müssen nun weg. Aber das konnten Sie ja vor zwei Tagen, als Sie sich für diesen Kurs anmeldeten, nicht wissen.

Die rosa Legitimationskarte, mit Ihrem Bild und der Adresse, Ihre AHV-Nummer in eine Plastikkarte eingedruckt, tragen Sie offen vor sich. Sie haben sich rechtzeitig bei Pro Homine darum beworben. Ebenfalls griffbereit die 4 Franken, die es braucht von Bümpliz in die Stadt. Die anderen Fahrgäste machen es ebenso. Der freundliche Chauffeur geht von Fahrgast zu Fahrgast, erkundigt sich : "Geht die Fahrt zum Doktor, zur Arbeit

oder zum Vergnügen?" und rubbelt deren AHV-Nummer auf ein vorbereitetes Papier. Für die Statistik. "Zum Vergnügen", sagen Sie und denken dankbar daran, dass Sie unbeschränkt in die Stadt fahren dürfen; sofern Sie einen freien Kurs bekommen und sofern es Ihnen nicht zu teuer wird. In anderen Städten hat man nur eine begrenzte Anzahl Fahrten zugut. Und früher, da gab's überhaupt nichts. Sie haben auch die Rückfahrt vorbestellt, für vier Uhr. Natürlich würden Sie jetzt, bei diesem Pisswetter, lieber früher nach Hause gehen, aber Sie werden sich die Zeit bis vier Uhr schon irgendwie vertreiben. Besser so als gar nicht.
Was spinnt denn diese Kolumnistin wieder, werden Sie stirnrunzelnd fragen. Sie fahren mit dem Bus, wann immer Sie wollen, zahlen Fr. 1.20, und noch nie kam jemand auf die Idee, eine rosa Legitimationskarte zu verlangen.

Nicht?

Bei mir schon. Ich bin Bewohnerin von Bern wie Sie. Zufälligerweise bin ich aber körperbehindert. Zufälligerweise sind wir Körperbehinderten eine besondere Kategorie Wesen.

Sie schütteln den Kopf? Soll ich es Ihnen beweisen? Vielleicht haben Sie sich schon darüber entsetzt, dass es in Südafrika gesonderte Eingänge, Wc's und Zugabteile für Schwarze gibt. Wir kennen das, wir, die Körperbehinderten. Unser Zugabteil ist der Gepäckwagen oder der kalte Gang, unser Eingang ist die Hinter- oder Seitentür, wenn überhaupt zugänglich. Und unser WC können wir in den meisten Fällen ohnehin im Wind suchen.

In unseren Bussen braucht man Legitimationskarten. Vielleicht fragen Sie nun pikiert: "Ja warum fahrt Ihr denn nicht mit den öffentlichen Bussen?" "Ha, ha, ha", lache ich etwas bitter. "Wir würden ja gerne, aber zufälligerweise sind öffentliche Verkehrsmittel nicht rollstuhlgängig."

Zufälligerweise?

Es gibt in Bern einen Verein, Logix heisst er. Logix meint, heute im Zeitalter der Raumfahrt, wäre es keine Sache, Verkehrsmittel und alle öffentlichen Gebäude rollstuhlgängig zu gestalten.

Logix kommt von Logik.
Logisch, nicht?

26. März 1988

Geschlechterkrieg

Dunkelheit. Die Frau auf dem Heimweg; vorsichtig eilt sie durch die Strassen. Da, ein Schatten löst sich von einer Ecke. Angst. Schnell gehen, schnell, aber nicht rennen, unauffällig... Ist der Schatten ein Mann oder eine Frau, Zufall oder Bedrohung? Gottlob, dort vorne an der Kreuzung sind Menschen, Licht. Aufatmen...

Schweigend betrachten zweihundert, dreihundert Frauen einen Film: "Noch führen die Wege an der Angst vorbei." Es ist ihre Alltagssituation, die sie sich auf der Leinwand in verhaltenen Bildern anschauen: Anmache, Anpöbelei, Angst. Zweihundert, dreihundert Frauen sind zusammengekommen, um den Tag der Frau zu feiern, 8.März.

8. März; Frühling liegt in der Luft. Frühling - und damit wieder die Zeit der dreisten Männersprüche, der Exhibitionisten - harmlos vielleicht, aber unangenehm - die sexuellen Belästigungen und Überfälle. Und Vergewaltigungen finden immer statt, nicht nur im Frühling.

VerGEWALTigungen.

Gewalt. Gewalt hat was mit Krieg zu tun. Geschlechterkrieg.

Krieg der Geschlechter.

Männer und Frauen kämpfen gegeneinander in diesem Krieg.

Stimmts?

Ja, wie und wo kämpfen denn die Frauen? Kämpfen sie überhaupt? Stellen wir uns den Kampf mal vor, Aug' um Auge, Zahn um Zahn?

Umgekehrt:

Zwei Frauen gehen miteinander los.

- Oder eine alleine, wenn sie auf die Wirkung von Pfefferkörnern in den Augen oder Haarspray im Gesicht vertraut. Oder ganz einfach auf ihre karategestärkte Körperlichkeit. Und dann: Los auf ihn, ihn zu Boden werfen, darauf!

Einen Mann verGEWALTigen.

Keine Angst mehr, Schmerz zu bereiten.

Keine Angst mehr, seine Würde zu verletzen.

Keine Angst vor Folgen, weil sich die Frauen stillschweigend gegenseitig decken. Und schliesslich ist der Typ selber schuld. Was geht er aber auch allein im Wald spazieren. Was hat er nach neun Uhr in Autoeinstellhallen zu suchen. Warum trägt er das Hemd am Hals offen. Und so enge Jeans... oder so weite Jeans, oder Bundhosen, oder einen Nadelstreifenanzug, oder Überkleider... Selber schuld, der Typ - er hat es ja wohl auch gewollt, hatte Lust dabei. Vergewohltätigt.

Los auf ihn. Ihn zu Boden werfen. Drauf?

Schaudert es Sie? Finden Sie es schrecklich? Mir ziehen sich die Magennerven zusammen, wenn ich es mir vorstelle. Und doch ist diese Bedrohung die Realität von mehr als die Hälfte unserer Bevölkerung. Und jetzt habe ich noch nichts geschrieben von Vergewaltigungen in der Ehe, von dem, was kleinen Mädchen angetan wird, und über das ein grosses Schweigen gelegt wird, auch nichts von der subtilen Kriegsführung in der Alltagsprache: "Die müsste doch wieder mal geritten werden", "gutes Stück", "mach die Beine breit, Schatz!"

Wie sollen sich Frauen denn wehren

in diesem Krieg, in dem sie bis jetzt kaum auf Verteidigung machten? Sollen sie flehen? "Bitte, bitte, tut uns nichts zuleide. Pfeift uns nicht nach, unterdrückt uns nicht..." Oder sollen sie sagen: "Verdammt! Was fällt euch eigentlich ein, ihr Väter, Brüder, Freunde, Kollegen, Chefs...?"

WAS FÄLLT EUCH EIGENTLICH EIN!

Würde das etwa nützen? Würde das den Frieden bringen? Oder wenigstens Waffenstillstand? Und was ist mit all den Vätern, Brüdern, Freunden, Kollegen, Chefs... die nicht vergewaltigen, aber schweigen - Mittäter? Und die Schwestern, die diesen Krieg nicht wahrhaben wollen, die kollaborieren mit dem Feind.

-Mittäterinnen?

Geschlechterkrieg.

Krieg der Geschlechter.

Im Frieden.

Von welchem Frieden sprecht ihr, bitte?

14. Mai 1988

Beschädigte Identität

Jetzt tue ich etwas, was man eigentlich nicht tun sollte
- ich beziehe mich auf meine letzte Kolumne. Vielleicht haben Sie sie gelesen - ich schrieb damals über Geschlechterkrieg, erinnerte daran, dass viele Frauen Angst haben allein im Wald zu spazieren oder nachts in eine Autoeinstellhalle, durch einsame Strassen, über einen Hinterhof zu gehen.

Angst vor Vergewaltiungen. Diese Angst vor tätlichen Angriffen ist nicht etwa aus der Luft gegriffen. Es gibt Statistiken, es gibt Erfahrungsberichte und Gerichtsprotokolle, es gibt bestimmt eine grosse Dunkelziffer und es GIBT die Angst der Frauen. (Es gibt hoffentlich bei Männern und Frauen auch die Wut darüber, dass solches in unserer Gesellschaft überhaupt möglich ist.)

Soweit, so ungut.

Die Reaktion auf dieses Thema haben mich dann doch verblüfft. Es gab zwar Männer, alte und junge, die

betroffen und verständnisvoll reagierten. Aber dann gab es auch einen Grossteil von Stimmen, die meinten:

1. Warum schreibst Du, die Du alt und behindert bist, über Vergewaltigungen. Das ist doch ein Thema, das Dich gar nicht betrifft.

2. Als Behinderte hast Du ohnehin eine geschädigte Identität als Frau. Ist das nicht der Grund, warum Du so böse auf Männer reagierst?

Das erste Argument können wir schnell als nichtig beiseite schieben. Es wurden sowohl alte als auch behinderte Frauen vergewaltigt, und es müsste ausserdem für jede(n) ein Thema sein, wenn irgendwo Unrecht geschieht.

Kommen wir also zum zweiten Argument und nach dieser langen Vorrede auch endlich zum Thema dieser Kolumne: Beschädigte Identität. Behinderte haben infolge ihrer Behinderung eine geschädigte Identität. Ich, als behinderte Frau, habe dazu noch eine geschädigte Identität als Frau... Das ist mir nicht neu. Das habe ich schon öfters gehört und in gescheiten Büchern gelesen. Ich will das auch

nicht bestreiten. Es ist ja so logisch, dass Behinderte eine geschädigte Identität, ein gestörtes Selbstbewusstsein haben. Wie könnte es auch anders sein in einer Gesellschaft und mit Mitmenschen, die einem ständig, bewusst oder unbewusst, als minderwertig betrachten und behandeln. Wie sollte ich als Frau, die erfährt, dass sie als Frau nichts zählt, zu einer starken, strahlenden, selbstsicheren Identität finden?

Ich will also die Schädigung keineswegs abstreiten. Was mich beschäftigt, ist etwas ganz anderes, nämlich die Frage: **Wer in unserer Gesellschaft hat denn eigentlich keine beschädigte Identität?** Das wäre doch interessant zu wissen. Wenn ich in meinem Rollstuhl durch die Stadt rolle, sehe ich so vieles, was mich erstaunt:

- Jede Menge Leute mit verkrampften Gesichtern, gefüllte Plastiksäcke schleppend, rennen von Geschäft zu Geschäft. Der schöne Frühlingstag verstreicht unbewundert. Leben diese Menschen nun ihre Identität als Käufer, oder ist irgend etwas ein bisschen gestört daran?

- Regula wirft etwas Abfall in

einen fremden Container, weil sie den Abfall eben nicht heimtragen will. Prompt bekommt sie die Schimpftiraden eines Anwohners zu hören. Schimpft dieser Mann nun in seiner ungeschädigten Identität als Containerbesitzer oder ist er einfach ein kleiner, geschädigter Füdlibürger?

All die Autofahrer, die nach Geschäftsschluss die Stadt verstopfen, ist das ihre Fahreridentität, die sie daran hindert, öffentliche Verkehrsmittel zu benützen?

- Frauen stöckeln auf hohen, rükkenschädigenden Absätzen und in engen, bewegungseinengenden, Minis durch die Landschaft. Ist das nun die berühmte Identität als Frau, oder wollen sie damit nur Männern gefallen?

Eine Aufzählung, die sich wieder mal beliebig verlängern liesse. Ich weiss, ich weiss, ich habe hier nur Äusserlichkeiten aufgeführt. Eine geschädigte Identität hat mit etwas Innerlichem zu tun. Seelengeschädigte. - Aber ist Behinderung nicht auch nur eine Äusserlichkeit?

Um nochmals auf den Anfang dieser Kolumne zurückzukommen: Ich finde, es gibt eine Menge Menschen, die

ebenfalls eine geschädigte Identität haben, ohne dass man es ihnen ansieht, die ganz normal funktionieren. Diese Menschen aber können unter Umständen sehr gefährlich sein, weil sie schädigen, beschädigen, schänden. Sei es der Vergewaltiger, als Extrembeispiel, oder sei es ein hoher Magistrat, der in Zeiten des Waldsterbens nach Autobahnen schreit. Sei es... Ich bin sicher, auch Ihnen fallen noch eine Menge Beispiele ein.

Da lob ich mir doch meine eigene, harmlose, äussere Schädigung.

25. Juni 1988

Cotoneaster

Meine Nichte war zu Besuch. Wir gingen zusammen hinüber zur Blocksiedlung auf den Kinderspielplatz, sie barfuss, es war ein heisser Sommertag. Doch bald kam die Kleine heulend und hinkend angetrabt. Sie hatte sich Dornen in die nackten Füsse getreten. Und ich sah mit Entsetzen, dass der ganze Spielplatz mit Dornenbüschen eingefasst war. Ganz gewöhnliche, hässliche Dornenbüsche, nicht etwa solche, deren Stacheln durch Blüten legitimiert sind.

Welcher Unmensch pflanzt denn um einen Spielplatz Dornenbüsche? Nicht genug: Dieselben Dornenbüsche zogen sich rund um das Blockquartier. Immer noch nicht genug: Zwischen den Dornenbüschen gab es auch noch Stacheldraht. Nun werde ich aufmerksam und bemerke plötzlich überall weitere Unmenschlichkeiten - oder eben Menschlichkeiten; wer sonst denkt sich solches aus?

- Der Kinderspielplatz war asphaltiert.

- Den Teppich blauer Katzenäuglein auf dem Rasen hatte der Abwart mit Gift eliminiert.

- Die Feuerbuschsträucher waren viereckig zusammengestutzt worden.

- Nirgends im ganzen Quartier sah ich Kaninchenställe oder ein Schafgehege oder ein paar Gänse.

Aber immer und überall diese Stachelbüsche, Cotoneaster heissen sie, wurde ich belehrt. Ja, welche Kinder- und Lebensfeinde haben denn hier Macht ergriffen und pflanzen ungehindert Cotoneaster?

Meine Kolumnen seien negativ, heisst es. "Sei doch ein bisschen konstruktiv", sagt man. Also gut, in dieser Kolumne will ich nun mal wirklich konstruktiv sein. Subversiv, konstruktiv vielleicht.

Aufruf an alle Väter und Mütter. Aufruf an alle Tanten und Onkel. Aufruf an alle, die die Natur achten und das Leben lieben: Geht in den nächsten Nächten aus, oder auch an Tagen, wenn ihr eine Gruppe seid und die Auseinandersetzung mit viereckigen Menschen nicht scheut, reisst alle Contoneaster aus, denen ihr begegnet, und pflanzt Holderbüsche und Flieder

- meinetwegen, wenn's Stacheln sein dürfen, auch Brombeeren, Himbeeren und Stachelbeeren. Grabt die Plastikrasen um, sät Ringelblumen, Sonnenblumen oder gewöhnliche Wiesen, wie es sie früher gab. Lasst über die Betonbalkone Efeu wuchern, wilde Reben und Weinreben. An sonnigen Wänden gedeihen Tomaten. Und mit einem Presslufthammer lassen sich sogar Parkplätze aufbrechen, Pfaffenhütchen und Malven behaupten sich auf kargen Boden. Sucht in der Stadt nach Plätzen, wo ihr Apfel- und Pflaumenbäume ziehen könnt, oder zur Not auch Rosen. Auf jeden Spielplatz einen Nussbaum und ums City-West herum Haselnusssträucher und Birken. Pflanzt! Sät! Brecht auf und um! Reisst Narben in die Asphaltdecken! Begrünt den Beton und lasst Unkraut wuchern! Revolution des Lebens.

Vielleicht lässt sich dann aus all den Cotoneaster auf dem Bärenplatz ein Riesenfreudenfeuer entfachen, zu Ehren aller, die subversiv konstruktiv sind.

21. Juli 1988

Cotoneaster

Aufmerksame LeserInnen haben mich darauf aufmerksam gemacht, dass ich mit meiner Verurteilung von stacheligen Cotoneastern offenbar einer Falschinformation aufgesessen bin. Cotoneaster seien durchaus liebenswerte, stachellose Sträucher und deren Beeren bei Vögeln sehr beliebt. Vielen Dank für die vielen Reaktionen.

20. August 1988

Herr und Frau Schweizer

Noch nie habe ich auf etwas Geschriebenes so viele Reaktionen erhalten wie auf meine letzte Kolumne, Cotoneaster: private Post, Telefonate, Leserinnen- und Leserbriefe...

Ich war richtig etwas überrumpelt von der Flut, oft auch vom Ton, der da anklang. In verschiedener Hinsicht hat mir das Ganze zu denken gegeben, darum möchte ich nochmals darauf zurückkommen. Natürlich habe ich zuerst mal überlegt: Was habe ich falsch gemacht? - Sicher, Schreiberlinge sollten genauer recherchieren, vielleicht einen Artikel länger überdenken. Je tiefer ich aber nachsann, desto mehr hat mich eine andere Frage beschäftigt: Was bringt eigentlich Herrn und Frau Schweizer zum Reagieren?

Ich habe über Obdachlose, Umweltverschmutzungen, Frauenrechte, Behinderte usw., geschrieben. Themen, die mich sehr bewegen, die meiner Meinung nach alle Menschen

bewegen sollten. Was gab es ausgerechnet an dieser Kolumne (mehr Natur, mehr Grünzeug - weniger Asphalt, weniger Allerweltsträucher...), was die Gemüter so erregte? Ich meine, es gab zwei Gründe:

1. Einen Fehler. (Ich hatte die Namen von zwei Sträuchern verwechselt, was viele Leserinnen und Leser zu mehr oder weniger bösen, z.T. auch sehr interessanten Richtigstellungen veranlasste.)

2. Der (vermeintliche) Angriff auf Ordnung. (Ich hatte immerhin zu nächtlichen Aufbruch- und Bepflanzaktionen aufgerufen.)

Auf den 1. Grund will ich nicht näher eingehen. Es ist wohl eine zutiefst menschliche Eigenart, dass wir schnell zu Kritik bereit sind, wenn wir irgendwo einen Fehler wittern. Ausserdem war eine Richtigstellung angebracht. Zum 2. Grund also: Der vermeintliche Angriff auf die Ordnung.

Drei heilige Kühe haben die Schweizer: Militär, Banken, Ordnung. Ueber sie sollte man nie etwas Negatives schreiben oder sagen, sonst bekommt man es mit Herrn und Frau Schweizer zu tun. Trotzdem

möchte ich auf das Letztere etwas näher eingehen. Ich finde nämlich, dass diese Rufe nach Ruhe und Ordnung recht gefährliche Hintergründe und Auswirkungen haben können. Doch zuerst noch dies, um es klarzustellen: Ich bin nicht für Unordnung oder Dreck. Ich schätze z.B. sehr, dass es bei uns in der Schweiz so sauber und ordentlich ist, und ich ärgere mich grässlich, wenn ich sehe, wie gewisse Säue (pardon an alle echten Säue!!) die Natur nach einem Picknick zurücklassen. Ich finde auch einen gepflegten Rasen etwas Schönes (eben ein Luxus, und Luxus ist was Angenehmes.)

Ordnung ist in Ordnung.

Ordnung gibt uns auch das Gefühl einer gewissen Sicherheit. Wir, wir Schweizer, müssen aber aufpassen, dass wir diese Ordnung nicht mit Sterilität verwechseln und mit kahler Phantasielosigkeit. Wir müssen aufpassen, dass wir uns der Ordnung nicht unterordnen und dass wir sie nicht zur Macht über das Leben erheben. Hier wird es eben gefährlich. Es bestehen bei uns z.B. Tendenzen, Menschen, die unserer Vorstellung von Ordnung nicht entsprechen - Alte, Behinderte, Ausländer... - auszu-

sondern oder abzuschieben, Andersdenkende zu kriminalisieren. Und dann gibt es auch noch psychiatrische Kliniken für die, die sich nicht ordentlich benehmen. Ordnung im übertragenen Sinn, ist dann nicht mehr in Ordnung.

- Sauber zurückgestutze Sträucher

- Schulen, in denen behinderte Kinder den "reibungslosen" Ablauf stören.

- Die tadellosen Reihen junger Männer in der Rekrutenschule.

- Panzer, die akurat nebeneinander stehen...

Letztlich hat das alles miteinander zu tun. Letztlich sind diese Beispiele Ergebnis einer "töteligen" Ordnung. Letztlich und das meine ich wirklich so bedeutet dies Tod. Und dagegen schreibe ich an, wenn ich meine, dass wir Schweizerinnen und Schweizer ein bisschen farbiger, lebendiger, unkrautiger werden sollten. Das werden wir aber nicht in sterilen Wohnblöcken, in denen die Phantasie ausgerottet wurde. Und unsere Kinder werden es nicht auf asphaltierten Spielplätzen, auf denen sie keine Möglichkeit haben, ihre Kräfte zu

8. Oktober 1988

Utopie

Wenn ich aus meinem einen Fenster blicke, sehe ich in ein lauschiges Gärtchen. Ich sehe den Wandel der Natur, der Jahreszeiten, seh die Katzen auf Bäume klettern, einen kleinen Jungen auf seinem Dreirad... Zum Glück! - Meine Seele braucht diese Lebendigkeit, wie mein Körper Essen braucht.

Vor meinem anderen Fenster schiebt sich ein hoher, grauer Berg in den Himmel. Eckige Wohnungen türmen sich übereinander, Fensterviereck an Fensterviereck. "Kleefeld", nennt sich dieses Betongebirge: unzählige Stockwerke hoch und breit, Plastikrasen, gestutzte Hecken und sterile Spielplätze... Ein Wohnsilo, wie es in den Randquartieren Berns wohl noch einige gibt. Das Leben einbetoniert und zurechtgestutzt.

In den letzten Monaten begannen sich nun aber da drüben ganz sonderbare Veränderungen zu zeigen. Die Bewohner installierten Blumentöpfe auf den Fenstersimsen und kleine Korbaufzüge, mit denen

Nachrichten und Kuchenstücke zwischen den Wohnungen ausgetauscht werden. Von den Balkonen wachsen Efeu und Wildreben zu den Nachbarn hinauf und hinüber und auf den grauen Betonmauern erscheinen farbige Zeichnungen und Ornamente für Ball- und andere Spiele.
Sträucher wurden rund um den Block gepflanzt, Beeren und Flieder, und für jedes Neugeborene ein Bäumchen mit seinem Namen daran. In den schon bestehenden Bäumen haben Mütter und Väter mit ihren Kindern Baumhütten gebaut, die durch kleine Hängebrücken miteinander verbunden sind.

Jeden Abend gehen wir nun auf einen Sprung hinüber, neugierig, was es Neues zu sehen gibt. Die Bewohner haben begonnen, Stühle und Tische herauszustellen, um draussen zu arbeiten. Oefters essen sie sogar draussen oder veranstalten Picknicks auf dem Rasen. Wir stellen uns dazu, und meist werden wir zu einem Glas Wein oder Sirup eingeladen. Gestern waren wir wieder dort. Der Hauseigentümer hat unterdessen eine hellblaue Rutschbahn erstellen lassen, die oben auf dem Dach anfängt und mehrmals um den ganzen Block herum führt. Der Mann liess verlauten, er hätte jetzt genug an dieser Überbauung ver-

dient, von nun an werde er alle Mieten zugunsten der Bewohner verwenden. Die Rutschbahn mit den verschiedenen Zwischenstationen ist natürlich schnell der Treffpunkt von Kindern aus der ganzen Umgebung geworden. Unten an der Rutschbahn, die auch von Erwachsenen eifrig benützt wird, haben ein paar türkische Asylanten, die in den Kleefeld-Luftschutzräumen wohnen, Holzstände aufgebaut und verkaufen warmes Essen und selbstgebasteltes Spielzeug.

Ich stand da, kaute an einer Wurst, die ich mir soeben an einem Stand erstanden hatte und beobachtete das bunte Treiben. Eine Frau redet gerade mit erklärenden Handbewegungen auf einen Türken ein, der ihr gerade das Wechselgeld heraus gab: "Und wenn es Ihnen da unten in diesem unfreundlichen Zivilschutzanlagen zu ungemütlich wird, kommen Sie einfach ein paar Tage zu uns. Wir würden uns freuen. Hier ist die Adresse." "Ich glaube, ich träume", sagte ich zu einer uralten Frau, die, auf einen Stock gestützt, neben mir stand. "Erkennst Du es nicht?" fragte sie lächelnd. "Es ist doch Deine Utopie!"

26. November 1988

Stadtbummel im Herbst

Anfang November wollte ich mit einer Freundin einen Stadtbummel machen. Herbst in Bümpliz: farbige Blätter, grauer Nebel, leichte Novembermelancholie. Eine Stimmung, die zu meinem Jahreskalender passt.

Dann in Bern der Gegensatz: Menschen mit gefüllten Plastiksäcken hasten, schieben, drängeln und stossen sich durch die Lauben. Es ist ein Gerenne, als ginge es ums Leben. "Sag mal, ist jetzt Ausverkauf?", frage ich verblüfft meine Begleiterin. Sie schüttelt den Kopf. Endlich erhasche ich zwischen den Menschen hindurch einen Blick auf die Schaufenster. Nein, das kann ja nicht wahr sein. Hab ich mich im Monat geirrt? Glitzer,Glatzer oder Glimmer. Geschmückte Tannenbäumchen, goldene Engelchen, silberne Päcklein. Weihnacht in Reinkultur, oder besser gesagt: Geschäft in Reinkultur, denn mit einer Weihnacht kann dies nichts zu tun haben. Von Weihe keine Spur, und die Nacht wird durch unzählige Lichter zum Tage

gemacht.

Auf die Gefahr hin, total "out" zu erscheinen, muss ich sagen: früher war das nicht so. Advent begann mit dem Anzünden einer Kerze, mit dieser Stimmung von Andacht und Geheimnis und glänzenden Augen. Samichlaus kam mit den ersten Mandarinen, mit Nüssen und Lebkuchen. Und geschmückte Weihnachtsbäume sah man erst ab Mitte Dezember. Jedes Fest hatte seine Zeit, seine ihm eigene Stimmung, eine Bedeutung. Auch jeder Gegenstand, gewisse Gerichte... Und ich meine, es war richtig so, richtiger, weil alles seinen Platz und seine Grenzen braucht. Heuer gab es Ende Oktober Mandarinli. Trauben, obschon immer noch Herbst, assen wir keine mehr. Angeschlagene Birnen verfaulten neben importierten Orangen. Die Jahreszeiten haben nicht mehr die ihnen entsprechenden Früchte, Gemüse und Feste. Wir sind gewohnt, alles immer und in dieser Fülle zu haben. Und ich denke dabei an den einsamen skurilen Mann, der mitten im Einkaufsgewühl eine Tafel hochhielt: "Denkt an die Hungrigen in der Welt."

Weitere Eindrücke dieses Stadtbummels:

- Der Mann, der sich im Wolladen vordrängte: "Was, Sie haben keinen Kaschmir. Ich verlange Qualität! Für meine Jacke habe ich 1700 Franken bezahlt." Ich denke an meine Kleider aus dem Brockenhaus, die mir allemal besser gefallen als seine teure Jacke und daran, dass viele Menschen für 1700 Franken einen Monat lang arbeiten müssen.

- Oder die Mutter, die gestresst ihr weinendes Kind hinter sich herzieht.

- Oder der Dekorateur im halbfertigen Schaufenster, einen genervten Ausdruck auf dem Gesicht und einen prächtigen Brokatengel in den Händen.

Da ist so vieles so falsch.

Die Vorstellung, wir machen nicht mehr mit, wir alle verweigerten; Kaufende und Verkaufende. Ein Fest der Liebe und der Fröhlichkeit.

Absurd, die Vorstellung - nicht?

Zurück zu meinem Stadtbummel: Das Flimmern von Weihnachtssternen im Kopf, kommen wir zum Bundesplatz. Wieder ein Gegensatz, der uns zurückschrecken lässt. Eine Gruppe von Männern in Kampfausrüstung

rennt hin und her. Gewehre in den Händen. Zur Strasse hin ist eine Stacheldrahtmauer aufgebaut.
Riesige Stacheldrahtrollen rund um das Bundeshaus. Was ist hier los? Meine Begleiterin zuckt die Achseln. "Die grossen Männer spielen Krieg." Da erinnere ich mich an die entsprechende Radiomeldung: Manöver im Bundeshaus. Ein Ersatzbundesrat wurde eingesetzt. Dies alles hat dann doch eher mit Herbst zu tun, als das Geflimmer in den Schaufenstern, auch wenn der Vergleich sich nur auf die Farbe der militärischen Tarnanzüge bezieht.
Wir spielen Weihnachten aus den falschen Gründen.

Unsere Männer spielen Krieg aus den falschen Gründen. (Denn ich denke, dass man aus so etwas Entsetzlichem kein Spiel machen darf, auch nicht unter dem Vorwand der Landesverteidigung).

Wieder die Vorstellung, all die 2500 beteiligten Männer machten nicht mehr mit, verweigerten, gingen einfach nach Hause. Ein Fest der Liebe und der Fröhlichkeit.

Absurd, die Vorstellung - nicht?

Wie wir beim Loeb auf den Bus warten, huscht ein dick vermummter

Osterhase mit rottriefender Nase an mir vorbei, einen Kübel voller Farbe und einen Sack Eier hinter sich herschleifend. "He!" rufe ich, "was machst du hier? Du bist doch noch viel zu früh". Er sieht sich gehetzt um. "Zeit ist Geld, wir müssen früh beginnen, wenn wir ins Ostergeschäft einsteigen wollen. Fröhliche Weihnachten!"

Unterdessen ist es mir klar, ich mache nicht mehr mit, ich werde verweigern. Ich werde an Weihnachten keine Geschenke machen und stattdessen Geld auf das Konto der Vereinigung für Militärverweigerer überweisen.

14. Januar 1989

Kassandrarufe

Kassandra war eine trojanische Königstochter. Von Gott Apoll erhielt sie die Gabe zu weissagen. Weil sie aber auf sein Liebeswerben nicht einging, wandelte er die Gabe in einen Fluch: Niemand sollte ihren Weissagungen und Warnungen Gehör schenken.

Kassandrarufe nennt man darum Warnungen, auf die niemand hört, Warnungen, in den Wind gesprochen. Kassandras gab es und gibt es immer wieder. Sie müssen mit Verachtung und Verfolgung rechnen. Auch heute noch - und manchmal scheint es mir, wieder vermehrt - sind Leute, die warnen, ungern gesehen. Es gibt viele Probleme auf dieser Welt, vor denen wir gewarnt waren, von denen wir wissen. Doch wir lassen dieses Wissen lieber nicht an uns herankommen, vielleicht weil es uns Angst macht. Sicher aber auch, weil wir dann etwas ändern müssten in unserem Leben. Einfacher ist es, so weiter zu machen wie bisher. Einfacher, die Augen vor der Gefahr zu schliessen.
Drei Beispiele einer Liste, die,

beim einzelnen beginnend, bis hinauf in die grosse Weltpolitik beliebig weitergeführt werden könnte:

- Obwohl Smog und Waldsterben als Tatsache erkannt sind, kaufen mehr Leute denn je ein Auto.

- Obwohl wir wissen, dass Dritte-Welt-Länder ausgenützt werden und dabei verarmen, kaufen wir weiter Billigprodukte.

- Obwohl die Krankheitsfälle zugenommen haben, benennen weniger Leute AIDS als eine Gefahr als vor einem Jahr.

Wir wissen, es gab Warnerinnen und Warner. Eventuell gäbe es sogar Möglichkeiten, Gefahren abzuwenden... Doch wir schliessen lieber Augen und Ohren. Die Warnerinnen und Warner kann man allzuleicht mit Negativbenennungen lächerlich machen. "Umweltschützer" ist mancherorts ein Fluch. "Panikmacher", "Autovermieser", "Schwarzseher" sind neu im Vokabular der Schimpfworte aufgetaucht. Und damit geschieht, was seit Urzeiten immer wieder geschehen ist: Die Warner, nicht die Verursacher, werden verteufelt.

Da braucht es denn eben mutige Medien und Privatpersonen, die trotzdem immer wieder warnen, aufdecken, den Finger auf wunde Punkte legen... Und es braucht Menschen, die versuchen, alte Meinungen neu zu überdenken, Fragen zu stellen an sich und andere. Versuchen wir doch, die kritischen, wachen Menschen in der Schweiz und im Ausland ernst zu nehmen...

Es ist dies das letzte Mal, dass ich an dieser Stelle schreibe. Vielleicht waren meine Kolumnen auch hie und da Kassandrarufe. Ich möchte mich bei all jenen bedanken, die in den zwei Jahren mit Kritik oder Lob darauf reagiert haben. Verabschieden möchte ich mich mit Worten, mit denen Herr Pfarrer Brüggemann seine Schüler, angehende Lehrer und Lehrerinnen, verabschiedet hat. Er warnte in seiner Rede davor, sich allzusehr anzupassen und herrschende Meinungen unbesehen zu übernehmen. "...das ist gefährlich. Mehr: Es könnte tragisch werden. Nicht nur für eure Schüler, sondern für euch selbst. Denn vielleicht seid ihr euch in diesen Muristutz-Jahren bewusst geworden, dass unsere heutige Welt eigentlich nicht so dran ist, dass man da einfach spuren darf und kann. Zu vieles wird da feige unter den

Teppich gewischt. Angst macht dumm - auch die Angst, sich zu exponieren. Es braucht heute Menschen mit Zivilcourage..." Diese Zivilcourage wünsche ich mir und euch allen.

Das Wesen vom Mars

Das Wesen vom Mars ist, entgegen der landläufigen Meinungen, kein Männlein, sondern ein Weiblein. Grinsend sieht es zu mir auf: "Nun, kommst du mit auf einen Ausflug in die Stadt? Ich möchte gerne eure Landeshauptstadt besichtigen, damit ich da oben was zu erzählen habe."

Es ist ein Traum, sage ich mir, da kann ich ja ebenso gut mitspielen. Aber sogar im Traum überfällt mich beim Gedanken an die Stadt die gewohnte Enttäuschung. "Schön wär's, aber ich weiss nicht, ob ich um diese Zeit noch ein Behindertentaxi bekomme." Das Weiblein kichert und streicht sich mit den langen Stecklein-Fingern über den grünen Glatzkopf: "Wir nehmen die grosse farbige Maschine, komm!" "Es ist ein Traum, was soll's", sage ich mir achselzuckend und folge mit surrenden Rollstuhlrädern. Bümpliz ist seltsam verändert, aber ich bin so beschäftigt, die kleine fremde Gestalt zu bewundern, dass ich es mir nicht bewusst machen kann, was die Veränderung ausmacht. Schnurstracks trippelt sie vor mir her zur Bushaltestelle. Die anderen Leute, die schon dort stehen,

nicken uns freundlich zu, und ich wundere mich darüber. Der Bus kommt, ein violetter, mit farbigen Comics darauf gemalt. Als der Chauffeur mich sieht, lässt er durch Knopfdruck eine automatische Rampe aufs Trottoir kippen, und ich fahre hinein. Hinter mir schiebt eine Frau einen Kinderwagen auf den freien Platz neben mir. Der nächste Bus, ein orangerot gestreifter, überholt uns mit fröhlichem Hupen. Ich beschliesse, mich nicht mehr zu wundern. Das Marsweiblein setzt sich auf das Trittbrett meines Rollstuhls und füttert den Kleinen im Kinderwagen mit grünen Süssigkeiten. Auf der Fahrt in die Stadt merke ich, dass ich mich nicht in einem Traum, sondern in meiner Utopie befinde, mit einem Anflug von Science Fiction. Es gibt kaum Autos auf der Strasse. Nur diese grossen, lustig bemalten Busse. Dafür jede Menge dreirädriger farbiger Büchsen, die sich surrend durch die Strassen schlängeln, einige Velos und viele Fussgänger, einige auf Rollschuhen oder Rollbrettern.

Auf der Auffahrt zur Autobahn hat jemand Holunderbüsche gepflanzt mit Kaninchenställen dazwischen. Wie es oben auf der Autobahn aussieht, kann ich nicht sehen. Unser Autobus

nimmt die gewohnte Route über die Schwarztorstrasse, aber dann merke ich, dass die ganze Stimmung fröhlicher ist: Mehr Menschen, mehr Pflanzen, ja, irgendwo seh' ich doch mitten in der Stadt zwei Ponies, auf denen Kinder reiten.

Das grüne Weiblein und ich spazieren durch die Stadt und freuen uns am Schauen. Da, plötzlich erscheint auf dem Bundesplatz ein Auto mit heulendem Motor und fährt direkt auf uns zu. Das Gesicht meiner Begleiterin verzieht sich voller Panik. "Ich ertrage keine Autoabgase!" schreit sie, "schnell weg!" - Zu spät! Der junge Mann fährt mit selbstsicherer Miene an uns vorbei und lässt nochmals den Motor aufheulen. Das Weiblein greift sich an den Hals, verfärbt sich am ganzen Körper schmutzig gelb - und ist verschwunden. Entsetzt erblicke ich die leere Stelle auf dem Asphalt. Rund um mich schwillt ein unerträglicher Lärm an und eine Stimme schreit: "So passen Sie doch auf!" Ich stehe vor dem Bundeshaus, an mir vorbei tobt der Verkehr. Traurig rolle ich über den Zebrastreifen zum Bärenplatz hinüber und bitte eine Frau, für mich das Behindertentaxi anzurufen. "Ich will nach Hause, nach Bümpliz", sage ich. Auf der Zentrale

des Betax gibt man sich Mühe. "In vier Stunden können wir Sie zwischen zwei Aufträgen einschieben", verspricht die freundliche Stimme. "Danke", sage ich und starre durch die stinkende Luft in den grauen Himmel. War dort oben nicht ein grüner Punkt?

Das Märchen

Hallo, Du! Ich möchte Dir ein Märchen erzählen. Hör gut zu!
Es waren einmal ein paar Freaks; dicke, dünne, gscheite, dumme...
- Es war weiter nichts Besonderes an ihnen, ausser, dass sie es satt hatten, in Betonwürfeln zu leben. Die meisten Leute lebten in Betonwürfel und waren zufrieden. Einige lebten in Palästen und waren ebenfalls zufrieden. Aber für die Paläste hatten die Freaks kein Geld und die Betonwürfel waren ihnen zu eng. Darum zogen sie auf ein schönes Stück Land am Wasser und begannen dort, nach ihren Möglichkeiten und Vorstellungen zu bauen; spitze, stumpfe, farbige, geschnitzte, bemalte... Die Baumaterialien suchten sie sich aus den Abfällen der andern Leute zusammen. Manchmal stahlen sie auch, was sie gerade brauchten. Dann kamen am Abend die Besitzer herbei, man setzte sich um ein Feuer, schmauchte ein Pfeiflein und palaverte die ganze Nacht über die Sachlage. Meist war sie beim Morgengrauen zu aller Zufriedenheit geregelt und man verabschiedete sich beim Sonnenaufgang mit Händedruck. Bis zum nächsten Palaver. Wenn Kinder am Wasser entlang

spazierten und die Siedlung sahen, dann bekamen sie grosse, glänzende Augen, sprangen schnell nach Hause und begannen, auf den Rasenplätzen ähnliche Behausungen zu bauen, einfach etwas kleiner - auf Kinder zugeschnitten, und die Bewohner der Betonwürfel begannen, ihre Stuben mit farbigen Tüchern zu behängen und die Mauern zu besprayen. Nur die Bewohner der Paläste taten nichts. Aber sie waren ja zufrieden und lächelten milde zu den Bemühungen der anderen.
So waren alle zufrieden, zafften bis an ihr Lebensende - und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute...
Siehst Du, - so endet ein Märchen.

Flugblatt für Zaffaraia

15. September 1984

Kulturforum

Können Sie sich Mona Lisa im Rollstuhl vorstellen?

Kultur, Kunst, was assoziiere ich damit: "edel, ästhetisch, vornehm, harmonisch..." Klar, Sie lachen, wenn Sie das lesen. Wieder mal eine recht veraltete Vorstellung von Kunst. Heute sind Zuordnungen wie "ausgeflippt, experimentell, chaotisch, verrückt" begehrter. Eigentlich nicht besonders positive Adjektive. Und doch von einer ganz andern Wertung als etwa "mühsam, verkrüppelt, spastisch, unbeholfen, hinkend". Schlechtenfalls ein sehr gehässiger Kritiker würde nach solchen greifen, wenn er ein Theaterstück, ein Bild oder eine Musikvorführung aburteilen wollte.
Ja, eben, worauf ich hinaus wollte: "mühsam, verkrüppelt, spastisch, unbeholfen, hinkend, verwachsen, krumm..." assoziieren "Behinderung", "behindert" und "Behinderung", "behindert" löst Angst, Abwehr und Unbehagen aus. Dies wird auch einer der Gründe sein, warum

Behinderte in der Kulturszene kaum einen Platz haben.

Wie sollten sie auch?

Nehmen wir mal an, ich wäre eine begabte Schriftstellerin und bekäme von der Stadt Bern einen Preis verliehen. Wäre es nicht störend, wenn ich dann bei der Preisverleihung so krumm und schief im Rollstuhl zwischen all den feinen Leuten sitzen würde? Der Herr Stadtpräsident (oder wer immer diese Ehrung vornimmt) müsste sich niederbeugen, um mir die Urkunde zu überreichen, sie würde mir sicher aus der Hand fallen, weil ich sie nicht fassen könnte... Peinlich, peinlich!

Wo in der Kulturwelt sind Behinderte denkbar?

Können Sie sich Mona Lisa im Rollstuhl vorstellen? Oder Romeo an Stöcken? Oder eine verwachsene Aida? Würden sie es gut finden, wenn meine Freundin Erna Strassentheater machen würde? Sie watschelt infolge einer Lähmung wie eine Ente, und ihre Arme kann sie nur bewegen, wenn sie sie wie ein Dreschflegel herumschwingt. Sie könnte sehr gut einen Clown spielen; aber fänden Sie es nicht an

der Grenze des guten Geschmacks, zu lachen, wenn man nicht unterscheiden kann, ob ihre komischen Bewegungen echt (behinderungsbedingt) oder unecht (gespielt) sind?

*

Kürzlich war ich im Zirkus Knie. Ein chinesischer Akrobat fuhr auf einem Velo, auf dem er virtuos Kunststücke vorführte, beklatscht von einem begeisterten Publikum. Ich habe Kollegen, die ähnliches mit ihren Rollstühlen können. Warum gibt's keine Rollstuhl-artisten, die in einer Rollstuhl-show auftreten? Warum treten (oder "fahren") auch sonst in der Arena nirgends Behinderte auf, ausser die nicht ernst zu nehmenden Hanswurste Knieli?

Ganz abgesehen von der nicht unbedeutenden Frage, ob die Herren Knie solch einen Artisten in ihrem traditionellen Programm überhaupt aufnähmen, abgesehen davon, wie die andern Artisten ihren behinderten Kollegen aufnehmen würden, abgesehen davon, dass die Wohnwagen nicht besonders rollstuhlgängig sind und die Zirkus-WCs schon gar nicht... abgesehen von all diesen Erwägungen: Wie würden Sie als

Zuschauer reagieren? Schockiertes Schweigen, mitleidiges Beklatschen oder echte Freude und Anerkennung? Bis heute ist es doch so: Sollte ein Behinderter in einem Stück vorkommen - sei es als Bösewicht, sei es als Tölpel -, wird die Rolle mit einem Nichtbehinderten besetzt. Das gelähmte Mädchen in der "Glasmenagerie" von Tennessee Williams wird kaum je von einem gelähmten Mädchen gespielt.

Dann gibt es aber, im Gegensatz zu diesem Phänomen das andere: Sollte sich ein Behinderter doch mal künstlerisch betätigen und sollten seine Produkte sogar noch irgendwem gefallen, dann werden sie mit dem Attribut "behindert" verkauft: die behinderte Liedermacherin Erica Jecklin, der behinderte Maler Christoph Eggli, oder ich selber, die behinderte Schriftstellerin... Ich weiss nicht, ob mein "Herz im Korsett" ohne Zusatz "Tagebuch einer Behinderten" verlegt worden wäre. So etwas lässt sich eben auch ausnützen; denken Sie nur an die Aktionen der "Mund- und Fuss-malenden Künstler". Schade, bin ich nicht fussschreibend, das wäre sicher werbewirksam.

*

Worauf ich hinaus will mit all diesen hier bloss angedeuteten Problemen? Etwas in die Richtung: Wenn Kunst schaffen weniger eine heilige Kuh wäre und Behinderte in unserer Gesellschaft etwas selbstverständlicher akzeptiert, könnte man sich eine Mona Lisa im Rollstuhl oder eine verwachsene Aida durchaus vorstellen. Und ich denke, das würde weder der Kultur noch der Gesellschaft schaden.

von derselben Autorin sind erschienen:

MAERCHEN und Geschichten über Geschichten von Ursula Eggli

RIURS
Verlag

Es gibt Märchen, Erzählungen, Geschichten: Jemand hat sie ausgedacht, aufgeschrieben und gedruckt. Jemand liest sie... Hinter jeder einzelnen Geschichte steht aber auch wieder eine Geschichte: die Geschichte der Geschichte, die auf verschiedenste Art und Weise entstanden ist. Stimmung, Umgebung, Zeit, für wen sie bestimmt ist und warum, spielten dabei eine wichtige Rolle. So wird die Geschichte der Geschichte eine neue Geschichte.

Ursula Eggli hat einige ihrer Märchen aus der Schublade herausgenommen und mit ihren Geschichten versehen; besinnliche, poetische, skurrile - für jeden und für jede etwas.

SAMMELBAMMEL UND ROLLSTUHLRÄDER

Kinderroman von Ursula Eggli / Hagen Stieper

Zytglogge Verlag

Es fängt damit an, wie Marlis Paul kennenlernt umd mit der Geschichte von Bamm Muschel, der Bammel sammeln geht. Struppi tritt in Erscheinung, und wir hören, was die Moffel mit ihrer Einflüsterung anrichtet.
von Mutter und Rolf und einem schlimmen Streit ist die Rede. Von Ostern, die Marlis auswärts beim Vater verbringen muss. Eine tolle Überraschung steht bevor und die Geschichte von Struppi als Fernsehstar.
Ärger mit den Nachbarn - und Tränen gibt's. Marlis sollte in ein Ferienlager für behinderte Kinder gehen, hat aber keine Lust dazu. Trotzdem kommt es zur Ankunft im Ferienlager und zur Geschichte von Ritter Tomatius di Pomodori. Ritterturniere und Galaessen, eine Nachtübung und Claudius werden zur bleibenden Erinnerung. Marlis erzählt von Claudius' Beerdigung, an der die Stimmung wie ein Apriltag war. Dann wird es Herbst. Rita

hat Geburtstag, und Marlis hat wieder Hoffnung.

DIE ZÄRTLICHKEIT DES SONNTAGSBRATENS

Geschichte einer Familie
von Ursula, Daniel und Christoph Eggli

Zytglogge
Verlag

Was sich da an Erlebtem aufgetürmt hat, verpflichtet zur Mitteilung. In der Tat ist daraus ein originelles literarisches Experiment entstanden. Es war die Idee von Ursula, mit ihren Brüdern über die "verrückten Egglis" zu schreiben. Subjektiv und zynisch, bös und lieb, feindselig und geschwisterlich schreiben sie darauflos, gegeneinander, füreinander. Mit trotzigem Humor und unerschütterlicher Zuversicht kämpfen sie gegen die Tragik ihrer Schicksalsgemeinschaft an, zu Mitverantwortlichen und Mitwissern eine perfiden Verquertheit des Lebens.

HERZ IM KORSETT

Tagebuch einer Behinderten

Zytglogge
Verlag

"Ursula Eggli beschreibt sehr nüchtern, scheinbar emotionslos ihr Leben und wie sie damit fertig wird. Sie erzählt einfach und brachte eines der spannendsten Bücher zusammen, die in den letzten Jahren erschienen sind."

FORTSCHRITT IM GRIMMSLAND

Ein Märchen für Mädchen und Frauen.

RIURS
Verlag

Die moderne, junge Hexe Ri-Ta macht sich auf ihrem Hexenbesen auf den Weg zu ihrer Freundin, der Fee mit den 4 Rädern am Hintern. Begleitet wird sie von der "Kleinen Hexe", der bekannten Kinderbuchgestalt von Otfried Preussler.
Auf ihrer Reise geraten die beiden Hexen nach Grimmsland, in dem unterdessen die moderne Zeit mit

all ihren schrecklichen und gefährlichen Auswirkungen angebrochen ist.

DIE BLÜTENHEXE UND DER BLAUE RAUCH

Ein modernes Märchen

RIURS
Verlag

Wie schon in der Geschichte "Fortschritt im Grimmsland", erlebt die moderne Blütenhexe Ri-Ta allerlei spannende und auch traurige Abenteuer. Wieder wird uns ein Spiegel unserer Gesellschaft vorgehalten, der erschrecken kann. Hoffnung liegt aber auch wieder in den Frauen, die gegen die zerstörerischen Kräfte ankämpfen, in den ausserhalb der Norm lebenden Freaks und in den Fantasiewesen "Glücksdrachen", die zu Hilfe kommen.

FREAKGESCHICHTEN

für Kinder und Erwachsene

RIURS
Verlag

Heiter schrullige Geschichten für Kinder, geeignet, ihnen das Thema "Aussenseiter" näherzubringen. Auch für Erwachsene, die verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen.

DIE MONSTER VOM GWATTERWALD

RIURS
Verlag

Seltsame und gruselige Dinge geschehen im Gwatterwald. Kleine Monster treiben dort ihr Unwesen. Leider gelingt es ihnen aber nicht, jemanden wirklich zu erschrecken und dies wäre schliesslich die Aufgabe von Monstern. Die Lagerkinder nehmen sich des Problems an. Daraus erwächst eine dramatische Story. Während 14 Tagen haben behinderte Kinder und ihre Hilfen in kleinen Fortsetzungen diese spannende Geschichte erfunden und viele Zeichnungen dazu gemacht. Das

Büchlein eignet sich gut als Geschenk oder als kleines Mitbringsel. Herausgeberin ist Ursula Eggli im RIURS-Verlag. Sollte mit dem Büchlein ein Gewinn erzielt werden, kommt er dem Kinderlager zugute.

Alle Bücher sind zu beziehen bei Ursula Eggli, Wangenstr. 27, CH-3018 Bern

Ursula Eggli (44) Schriftstellerin. Aktiv in der Behinderten- und Frauenbewegung. Wohnhaft in Bern (CH).